

„Religiös-sozial sein“ – was bedeutet das heute und in Zukunft?

Liebe Frauen und liebe Männer,

„Religiös-sozial sein“ – was bedeutet das heute und in Zukunft?

Ich beginne mit drei Erlebnis-Skizzen aus der jüngeren Vergangenheit:

Erstens:

Kürzlich war ich in Gstaad. Gstaad sieht auf den ersten Blick aus wie eines dieser normalen heimeligbraunen Bergdörfer in einer dieser normalgrandiosen Schweizer Hochgebirgslandschaften. Gstaad ist *Swissminiature*: Unschuldige Chalets aus einheimischem Holz, höchstens dreistöckig, einheitliche Dachneigung neunzehn Grad. Einsilbig wie brummige Bauern sind die Saanenländer UreinwohnerInnen. Man redet nicht viel, denn man weiss ja längst, was sich hinter den unscheinbaren Fassaden verbirgt: unvorstellbar viel Geld. Einer erzählt mir dann doch, manche Chalets seien fünffach unterkellert. Unter dem Boden befinden sich Swimmingpools, Tiefgaragen für Luxuskarossen, Cocktailbars, Wellnesslandschaften, Kegelbahnen, Zimmer für Dienstpersonal usw. In einigen der unterirdischen Festungen, so heisst es hinter vorgehaltener Hand, wohnen und arbeiten *Sans-papiers*.

Eine Frage würde ich gerne stellen: wie viel wirkliches Glück steckt eigentlich in diesen absurden Wohnstätten?

Meine Aufgabe war es aber, über „Reichtum in der Bibel und heute“ zu referieren, auf Einladung der evangelischen Allianz Saanenland. Eine verschworene Gemeinschaft fand ich vor. In Gstaad profitieren alle voneinander, die Superreichen von den Einheimischen und die Einheimischen von den Megamillionären. Deshalb will man eigentlich nicht über Reichtum reden, schon gar nicht öffentlich. Der Polanski-Hype vom vergangenen Jahr war ein Ausrutscher. Aber je länger wir um das Kamel, das nicht durchs Nadelöhr passt, und den schwerreichen Abraham herumredeten, desto mehr Ratlosigkeit spürte ich bei diesen rechtschaffenen Christinnen und Christen, die als Butler, Gärtnerinnen oder Kindermädchen in den Luxuschalets arbeiten: Wie soll man und frau hier oben glaubwürdig konkret christliche Gemeinde sein? Niemand weiss eine Antwort. Weiss vielleicht hier im Saal jemand eine Antwort?

Was bedeutet es in Gstaad, den Kapitalismus abschaffen zu wollen? Was bedeutet es, aus „Mitmenschlichkeit das Gute zu tun“, „in meinem Mitmenschen Gottes Ebenbild zu sehen“?¹ Wie könnte das aussehen, wenn in Gstaad „Glaube, Liebe und Hoffnung (pistis, agape, elpis) als ständiges Ferment am Werk sind“?

Zweitens:

Eine junge Frau studiert Agronomie an der Fachhochschule. Sie kommt aus einem links-grünen religiös-sozialen Elternhaus und möchte, wie ihre Eltern, die Welt verbessern. Allerdings nicht nur am Schreibtisch, sondern auf den Feldern draussen. Sie möchte links-grün bleiben, vielleicht sogar für einen SP-Sitz im Kantonsparlament kandidieren. Aber ihre Mitstudentinnen und Mitstudenten stellen sie auf eine harte Probe. Die meisten kommen aus bäuerlichen Betrieben. Sie stellen ihr Fragen und wissen längst, dass sie SVP wählen werden: „Wann kommt denn mal ein SP-ler oder ein religiös-sozialer Pfarrer auf unseren Hof? Die sitzen doch alle in ihren coolen Stadtwohnungen

¹ Bei den unterstrichenen Passagen handelt es sich um Zitate aus den Thesen der religiös-sozialen Fraktion.

und predigen virtuelle Proletarier an? Was soll das heissen: „Handeln für mehr Gerechtigkeit, Partei nehmen für die Schwachen dieser Gesellschaft. Allen Menschen mit Achtung und Würde begegnen“? Schöne Worte, aber die meisten Linken haben doch noch nicht mal eine blasse Ahnung, wie ihre tägliche Nahrung produziert wird. Hat die SP überhaupt ein Programm für die Landwirtschaft? Da wählen wir doch lieber die Rechten. Die liefert uns wenigstens nicht aus irgendwelchen linkstheoretischen Gründen an die neoliberale EU aus...“ Und so weiter.

Drittens:

In den vergangenen Jahren war ich insgesamt fünf Monate in Kinshasa, der Hauptstadt der Demokratischen Republik Kongo. Ich hatte mir vorgenommen, einfach da zu sein und wahrzunehmen, was ist. Das ist schwierig für eine professionelle Bescheidwiserin. Schon so viel habe ich gelesen über die neoliberale Globalisierung und den Neokolonialismus, über die Option für die Armen, das Imperium, das Ende des Patriarchats und den *Gender-gap*, über Dependenztheorie und Empowerment und Mission als Dialog auf Augenhöhe, Texte von Jean Ziegler und Judith Butler, von Leonhard Ragaz und Dorothee Sölle und Maria Mies und Luise Schottroff und und ... und unendlich viel Papier, unendlich viel Weltanalyse.

Tatsächlich ist mir in Kinshasa das gängige Bescheidwissen vergangen. Mit Jean Ziegler konnte ich nichts anfangen, denn was nützt es den Kongolesinnen, wenn man sie für unschuldige Opfer eines globalen Molochs erklärt, dessen Kopf irgendwo unerreichbar im Westen hockt? Was nützt mir die Option für die Armen, wenn in Mega-Freikirchen in Megalautstärke gepredigt wird, das wahre Leben beginne erst im Jenseits? So laut wird da gepredigt, dass an ein „Gespräch auf Augenhöhe“ nicht zu denken ist.

„Religiös-soziales Handeln ist ... eine Aufforderung an uns, glaubwürdig für Andere in unserem Glauben aufzutreten, sich einer gewissen Tendenz zur Beliebigkeit in Glaubensfragen zu widersetzen, die in unserer Kirche anzutreffen sind.“ Ja schön, ja richtig. Aber in Kinshasa habe ich mich gefragt, ob es nicht an der Zeit wäre, einfach mal den Mund zu halten. Zwar habe ich seither auch schon wieder eine Menge geschrieben. Da gibt es einen Zwang, das allgemeine Bedürfnis nach Orientierung mit immer noch mehr analytischer Selbstgewissheit zu bedienen. Mit standfest programmatischem Positionsbezug, der keinen Zweifel zulässt. Es lässt sich ja auch alles schnell drucken heutzutage, oder neuerdings im Netz per Mausclick publizieren. Und es scheint total wichtig zu sein, jederzeit und überall angeben zu können, was richtig und was falsch ist, wo das Böse hockt und wo die Lösung.

Seit meinen Afrikareisen verspüre ich ein immer grösseres Bedürfnis nach Schweigen. Nach Nichtstun auch, nach Abwarten, Lachen, Analysefasten, und immer wieder auch nach mehr Genauigkeit: Wenn schon denken, dann richtig. Zwölf Jahre lang habe ich mich bemüht, der Redaktionskommission der „Neuen Wege“ zu erklären, dass Patriarchatskritik und Kapitalismuskritik nicht dasselbe sind. Ich glaube, es ist mir nicht gelungen. Denn noch immer wird in vielen Texten das sogenannte „Frauenproblem“ als Anhängsel hinten an die längst feststehende linke Analyse geklebt.

Inzwischen übe ich mich in Geduld. Und ich freue mich an überraschenden persönlichen Begegnungen. Da gibt es eine bestimmte Art von Glück, die sich manchmal ereignet, wenn ich, total durcirritiert von der Undurchschaubarkeit des Wirklichen, einfach auf irgendjemanden zugehe, ein Kind von der Strasse oder eine gestresste Professorin, eine Päpstin oder einen Polizisten. Irgendwie so ähnlich, wie damals Jesus auf den Investmentbanker Zachäus zugegangen ist (Lk 19, 1-10), ganz anders, als seine regimekritischen Genossen es erwartet hatten. Ganz ohne Programm ist er auch auf die

Frau zugegangen, die so legendär viel Parfüm verschwendet hat, dass es heute noch in der Bibel steht (Joh 12, 1-8).

Vielleicht ärgern Sie sich jetzt. Vielleicht finden Sie es abgeschmackt und längst bekannt, die gängigen religiös-sozialen Programmwörter mit der Komplexität des Wirklichen zu konfrontieren. Auch dass die Welt viel komplizierter ist als jede Theorie, wissen wir ja längst. Wir wissen: Auch Bäckerinnen können nett sein. Und der Kopf des Unheils hockt nicht einfach in Washington oder am Paradeplatz, sondern auch im Präsidentenpalast am Kongoriver, im Suchtverhalten der KonsumentInnen und *in mir selber*. Okay, wir wissen es. Und? Werden dadurch etwa unsere ewigwahren Wörter von Solidarität und Gleichheit und Ideologiekritik unglaublich? Dass es Ohnmachtsgefühle gibt, ist bekannt. Soll man deshalb die Hände in den Schoss legen und schweigen?

Ja, ich meine tatsächlich, Mundhalten und Zuhören wäre eine gute Idee, wenigstens zwischendurch. Jesus war auch wochenlang in der Wüste (Mt 4, 1-11), bevor er angefangen hat, durch die Lande zu ziehen und auf alle möglichen Leute zuzugehen, ohne ausformuliertes systemkritisches Programm, immer wieder neu.

Was meinen Sie, hat sich während seines *Time-out* in der Wüste ereignet?

Ich glaube, Jesus hat sich damals den Grössenwahn des Durchblickers abnehmen lassen. Und er hat begriffen, dass man auch ohne die felsenfeste Gewissheit, Recht zu haben, heilsam in der Welt wirken kann.

Weiss ich denn mit letzter Gewissheit, ob die SVP-wählenden sympathischen Jungbäuerinnen nicht doch auch ein bisschen Recht haben? Oder der Pfarrer von Saanen-Gstaad, der findet, man dürfe seine Spezialschäfchen nicht mit der steilen Forderung konfrontieren, der Kapitalismus gehöre abgeschafft? Die seien doch auch nur schwache Menschen wie du und ich? Und schliesslich müsse man immer „den Menschen“ in den Mittelpunkt stellen? - Ja *welchen* Menschen denn? möchte ich ihn und euch fragen. Aber was weiss denn ich? Bin ich Pfarrerin von Gstaad? Bin ich Präsidentin der Demokratischen Republik Kongo? Was weiss denn ich?

Jesus hat sich in der Wüste den Grössenwahn des Durchblickers abnehmen lassen. GOTT, nehme ich mal an, hat ihn davon befreit. Und dann ist der Rabbi aus Nazaret *trotzdem* losgezogen, mitten in die römische Provinz hinein, in der es Leid gab und Hochzeitsfeste, Aussatz und Überfluss, alles durch einander. Als verletzlicher, allseits offener Mensch ist er losgezogen. Naiv, nativ, täglich neu geboren. Ohne Parteiprogramm. Man hatte ihn nicht per Mehrheitsbeschluss gewählt und mit einem Pflichtenheft ausgestattet. Mir gefällt das. Ich möchte auch immer wieder mal in der Wüste gründlich den Mund halten und mich vom Grössenwahn der Durchblickerin befreien lassen. Und dann erfrischt vom Wissen um meine Begrenztheit wieder hinaus ziehen in die Welt, offen für die Meinungen und die Fragen der Agronomiestudentinnen und Zöllner und Huren, für Nikodemus, die *Sans papiers* aus Gstaad und Herrn Ospel und für Joseph Kabila, wenn er mich denn in seinem Palast empfangen würde. Irgendwie weiss ich nämlich auch ohne Programm, was gut und recht ist, auch wenn ich im postpatriarchalen Durcheinander meistens nicht mehr genau weiss, was oben und was unten ist.

„Religiös-sozial sein. Was bedeutet das heute und in Zukunft?“

Ich wünsche mir *überraschende Taten von unverwechselbaren nativen Menschen*. Von Leuten, denen Religion mehr bedeutet als die metaphysische Bestätigung ihres

politischen Programms. Religiös zu sein bedeutet nämlich in allererster Linie, ES, also die Veränderung der Welt zum Guten, *nicht selber und nicht allein machen* zu müssen.

Religiös sein heisst: Ich tue, was ich kann. Wahrscheinlich kann ich etwas anderes als meine Nachbarin, weshalb es keinen Sinn macht, uns über einen Kamm zu scheren oder an einer Einheitsposition zu messen. Das Gelingen liegt so oder so bei GOTT, dem ICH-BINDA (Ex 3, 14), das zwischen allen und allem weht (Joh 3, 8), wo SIE will.

Die schönen guten immergleichwahren Sätze in unseren Programmschriften werden trotzdem nicht sinnlos. Sie sind die Weisung, die ich jeden Tag wie neu geboren in Taten verwandle. In Taten, die noch *nie, gar nie* vorher da waren. Voller Vertrauen, dass meine Lust zum GUTEN (Lk 18, 19) ihr Ziel erreichen wird. Kontrollieren kann ich nichts. Aber Religion hat ja gerade mit dem Mut zu tun, unberechenbare Dinge zu wagen. Weil ich sowieso nie wissen kann, was dabei herauskommt, kann ich ruhig noch ein bisschen kühner und heiterer und schräger werden.

Ich würde nämlich gerne noch erleben, dass ganz Gstaad zum Zachäus wird. Was wir mit der Hälfte von so viel Geld dann anfangen würden, wem es gehören würde, wer es wie an wen verteilen dürfte, das wäre dann eine knifflige Frage, die uns die Bibel nicht beantwortet. Ich wäre für ein leistungsunabhängiges Grundeinkommen.

Ich möchte auch noch erleben, dass Afrika nicht mehr der arme Bettler ist, an dem Europa mit unzähligen Projekten sein Helfersyndrom abreagiert, während die ChinesInnen längst andere Wege der Zusammenarbeit gefunden haben, an unseren halbherzigen Menschenrechtserklärungen vorbei. Was wird wohl Herr Ziegler sagen, wenn plötzlich eine vernünftige kongolesische Präsidentin die Sache in die Hand nehmen und seine dogmatische Unheilsprophetie Lügen strafen wird? Und wie werden die Herren Blocher und Brunner staunen, wenn die Agronomiestudentinnen an der Fachhochschule ein durchdachtes, sachkundiges, bodenständiges Landwirtschaftskonzept für die SP schreiben? Die Welt steckt voller Möglichkeiten, die man ja zumindest mal aussprechen kann. Bevor irgendwer sie dann irgendwann in Gang setzt. Zum Beispiel eine Theologieprofessorin, die zusammen mit den Pfarrern vom Saanenland einen Jesusverrückten Plan ausheckt, wie man in den Superreichen da oben das *Begehren nach dem Glück des Gottesreiches* wecken könnte.

Parteidisziplin ist vielleicht gut für Parteien. Religion ist aber etwas anderes und hat mit mächtig ohnmächtiger Phantasie zu tun. Mit Phantasie und dem schöpferischem Toragehorsam, der aus dem *vertrauenden Nichtgenauwissen* kommt. Mit vernünftigem Mundhalten im rechten Moment, mit Lebenskunst, Prophetie und einem hemmungslosem Osterlachen, wenn es wieder mal schiefgegangen ist. Mit Duftölverschwendung im richtigen Moment und Wasser, das zu Wein wird (Joh 2, 1-12) – oder auch mal umgekehrt. Klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben (Mt 10, 16) ist Religion, weil die Leute in ihr nicht auf sich selber und ihre klugen Analysen vertrauen, sondern auf das UNBERECHENBARE DAZWISCHEN, das wir niemals in den Griff kriegen werden. Auch wenn wir noch so brav den Mitmenschen in die Mitte von allem stellen. *Welchen* Mitmenschen denn bitte? möchte ich fragen. Und schon ist die Gewissheit der programmatischen Litaneien wieder in alle Himmelsrichtungen zerstoßen.

Kluge Gottesnarren wünsche ich mir für diese verrückte Welt. Jesusquerköpfe, meinetwegen Kuscheljesusgutmenschen. Ab und zu möchte ich auch bei mir zuhause im

Toggenburg in der Zeitung lesen, dass die religiös-soziale Fraktion in der Zürcher Synode ein grossartig begeisterndes kreatives Chaos angerichtet hat, quer zu allen Prognosen.

Und jetzt schliesse ich mit dem Satz aus Ihrer Thesensammlung, der mir der liebste ist. Von wem er stammt, weiss ich nicht. Aber das ist ja auch egal. Er heisst so:

„Religiös-soziales Handeln ist ein Geschenk, das Gott den Menschen je und je zukommen lässt, wenn sie für DAS GÖTTLICHE und füreinander offene Herzen und Hände haben.“

Ina Praetorius
Wattwil, im April 2011